


Nr. 227. Bromberg, den 5. Oktober. 1934




(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wenn sie den Kopf drehten, konnten sie einen Blick aus dem Kajütenfenster werfen. Klatschend prallten die empörten Wogen dagegen, und der Himmel, der noch vor wenigen Minuten blau gewesen war, zeigte sich als eisengrauer Vorhang, über den drohend schwarze Wolken segelten.

Jetzt sauste etwas Weißes vorüber. Es war ein anderes Schiff, das, gleich der „Santa Clara", aufs offene Meer hinausfloh.

Lilli stöhnte.

Ihre Rippen schmerzten vom Fall. An ihrer Stirn war eine große Beule, die bereits in allen Regenbogenfarben schillerte. Lilli war im Fallen gegen eine Stuhlkante geschlagen.

„Wie lange kann der Sturm noch dauern?" wimmerte sie.

Wally zuckte die Achseln.

„Das weiß niemand. Manchmal dauert die Bora nur wenige Stunden. Ich habe es aber schon erlebt, daß sie zwei Tage und Nächte wütete. Haben Sie Angst?"

Lilli schüttelte tapfer den Kopf, trotzdem ihr vor Furcht die Zähne klapperten.

„Ich will lieber untergehen, als noch einmal in die Hände Varescus fallen!"

„Wir gehen nicht unter", tröstete Wally zuversichtlich. „Der Josef kennt die Bora und weiß, wie er mit ihr umzugehen hat. Er ist an diesen Küsten aufgewachsen und fährt seit Kindesbeinen zur See. Sein Vater war Langustenfischer. Die einzige Gefahr ist der Hafen, und aus dem sind wir heraus."

Lilli antwortete nicht.

Das Auf und Ab des Schiffes ließ ihren Magen revoltieren. Sie würgte und stöhnte; ihr war sterbensübel.

„Seekrank?" fragte Wally überflüssigerweise, denn Lillis grünweißes Gesicht sagte genug.

„Lang hinlegen!" befahl Wally.

Keuchend gehorchte Lilli. Dabei ließ sie die Bettpfosten los und sogleich begann sie wieder über den Kabinenboden zu rutschen.

Wally packte ihre Leidensgenossin bei den Beinen. Mit Mühe zerrte sie ein Laken vom Bett herab, schlang es um Lillis Leib und band die Gefährtin an den Bettfüßen fest.

Stunde um Stunde tobte der Sturm mit unverminderter Heftigkeit. Zu Zeiten war der Druck des Sturmes gegen das Kabinenfenster so stark, daß die kupferne Fassung knirschte. Die Mädchen fürchteten, daß das Fenster eingedrückt und das Meer sich in ihre Kabine ergießen würde, aber die starke Scheibe hielt zum Glück stand.

Jetzt war es fast vollkommen dunkel. Nur ein ungewisses, fast geisterhaftes Licht erhellte den kleinen Raum. Lilli litt schrecklich. Der Schweiß stand auf ihrer Stirn und ihr Gesicht war verzerrt.

Wally betrachtete das seekranke Mädchen mitleidig. Schließlich kroch sie teils auf allen Vieren, teils sich an die Wände ankrallend, aus der Kabine. Nach einiger Zeit kam sie mit einer Flasche wieder, die sie an Lillis Lippen preßte. Ein starker Rumgeruch stieg dem Mädchen in die Nase. Lilli versuchte sich der Flasche zu entziehen, aber die energische Genossin zwang sie zum Trinken, indem sie ihr den scharfen Alkohol einfach in den Mund hineingoß.

Lilli schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen und schluckte. Der Rest des Rums ging über den Schlafanzug. Das feurige Naß wärmte, und allmählich fühlte sie sich besser.

„Ich stinke wie ein Schnapsfaß", versuchte sie zu scherzen und tastete an dem naßen Kleidungsstück herum. „Brr, ich kann Schnaps nicht ausstehen!"

„Hauptsache, er hilft", meinte Wally. „Ich bin Gott sei Dank seefest. Mir scheint, der Sturm läßt nach."

Allmählich wurde das Heulen des Sturmes schwächer, aber noch immer tobte die See wie ein wütendes Tier, und die Kabine schaukelte auf und ab. Schließlich gelang es den Mädchen, ins Bett zu kriechen. Sie umklammerten sich, braun und blau gestoßen, und schliefen erschöpft ein.

Ein Räuspern aus männlicher Kehle weckte Lilli.

Ihr erster Gedanke war Varescu, und sie fuhr mit einem Schreckensschrei hoch. Vor ihr stand ein Seemann im Ölzeug. Er hatte ein braungegerbtes Gesicht und freundliche Augen.

„Ich bin der Josef", sagte er ungelenk. „Die Wally hat mir gesagt, ich soll Sie wecken. Sie wird gleich kommen."

„Da ist sie schon", sagte eine vergnügte Stimme.

Wally trat herein. Sie trug nicht mehr den grünen Kimono, sondern ein einfaches Kleid, sah frisch aus und hielt ein Kaffeebrett auf den Armen.

„Jetzt wird Kaffee getrunken und dann steigen wir aus", scherzte sie.

Lilli warf einen Blick aus dem Fenster. Der Sturm hatte ausgetobt. Die „Santa Clara" machte ruhige Fahrt, aber bei dem Anblick der endlosen Wasserfläche schauderte Lilli ein wenig. Das „Aussteigen" kam ihr bedenklich vor, doch sie nickte Wally mutig zu.

„Die Bora hat die ganze Nacht getobt", sagte der Steuermann schüchtern.

„Das haben wir gemerkt, Josef! Möchtest du mit uns Kaffee trinken?"

„Lieber nicht. Es könnte auffallen. Willst du dem Fräulein Bescheid sagen, Wally?"

„Ja, ja. Geh nur jetzt, Josef. Sie muß sich anziehen."

„Eile ist nötig", mahnte der Mann. „In einer halben Stunde treffen wir das Frachtschiff, das von Pirano nach Portorose fährt. Der Carlo hat heute die Tour. Er ist mein Freund und wird euch aufnehmen."

Wally ging auf ihren Landsmann zu und küßte ihn auf die braune Wange.

„Ich danke dir, Josef. Ich werd's gut machen, daß du uns hilfst. Und der Mutter Gottes werde ich eine Kerze anzünden, sobald wir von diesem Teufelskasten herunter sind."

Damit schob sie den Steuermann zur Tür hinaus und wandte sich an Lilli.

„Iß und trink jetzt. Dann zieh dich rasch an."

Das freundschaftliche Du war Wally unwillkürlich auf die Lippen getreten. Lilli erwiderte es ebenso impulsiv.

„Ich kann nicht. Man hat mir die Kleider weggenommen."

„So eine Bande! Warte, ich hole dir etwas von mir."

Lilli war mit ihrem hastigen Frühstück fertig, als Wally wiederkam. Sie trug ein Kleid über dem Arm, einen Öltuchpacken und ein weiteres Öltuchstück.

„Das Öltuch hat mir der Josef gegeben", erklärte sie. „Da hinein werden wir deine Besitztümer packen, damit sie bei der Schwimmtour nicht naß werden."

„Du wirst nicht viel zum Einpacken finden, Wally."

Wally kramte bereits in Lillis Handtasche. Sie staunte heimlich über die elegante Einrichtung, aber es war natürlich unmöglich, alle diese geschliffenen Flakons und Dosen mitzunehmen. Brauchbares fand sich nur kärglich vor. Ein paar Wäschegarnituren, Strümpfe und einiger Kleinkram wanderten in das Öltuch.

Auf dem Boden der Tasche lag ein Paßbuch.

Wally klappte es auf.

„Da ist ja dein Paß", sagte sie. „Das ist famos! Ohne Paß ist der Mensch heutzutage gar kein Mensch, zumal in einem fremden Land. Ich habe meine Papiere auch bei mir. Wie? Du heißt Grit von Lingen? Ich denke — —"

„Ich heiße Lilli Evers, wie ich es dir gesagt habe, Wally. Das ist gar nicht mein Paß. Den hat man mir umgetauscht. Dummerweise stimmt das Signalement mit dem meinen überein: Augen blau, Figur schlank, Haare blond. Paßbeschreibungen sind immer sehr großzügig und vielleicht war Frau Varescu blond, ehe sie sich umfärbte. Und das Bild! Na, du weißt ja, wie Paßbilder ausfallen."

Wally nickte.

„Auf jeden Fall nehmen wir ihn mit. Irgend ein Papier mußt du haben, wenn wir an Land kommen, sonst gibt es Scherereien. Sobald wir in Sicherheit sind, mußt du mir deine Geschichte erzählen. Bist du fertig? Da pfeift der Frachtdampfer!"

Die Mädchen stürmten an Deck.

Dank der entsprechenden Befehle Josefs, war es leer bis auf einen grauhaarigen Matrosen, der an der Reeling lehnte.

Der Steuermann kam ihnen entgegen.

„Rasch, rasch", raunte er.

Wally warf einen fragenden Blick auf den Matrosen.

„Das ist der Franz", beruhigte der Steuermann. „Er ist mir sehr ergeben und wird dem Chef bezeugen, daß ihr über Bord gesprungen seid. Franz hat eine Strickleiter über Bord gelassen, und ich habe die Fahrt gestoppt. Seht, da ist Carlos Dampfer!"

Der Frachter kam näher und näher.

Lilli bemerkte, wie ein Mann auf der Brücke zu der Jacht herüberwinkte. Dann signalisierte Josef rasch und in verständlichen Zeichen. Nun stoppte auch der Frachter die Fahrt. Man hantierte drüben an einem Boot.

„Jetzt!" sagte Wally und drückte Lilli das Öltuchpaket in die Hand.

Die Mädchen kletterten, von dem alten Matrosen unterstützt, die Strickleiter hinab. Dann glitten sie ins Meer. Lilli schwamm. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse. Sie hörte hinter sich ein Rauschen und wandte den Kopf.

Die „Santa Clara" hatte, als die Mädchen aus dem Bereich der Schlagwellen waren, auf volle Fahrt gesetzt und rauschte mit großer Geschwindigkeit davon. Kleiner und kleiner wurde die Jacht, und das Frachtschiff war noch so weit weg — —

Lilli schwamm.

Vor ihr schwankte der blonde Kopf Wallys.

Lilli hörte das Keuchen der Gefährtin. Sie kämpfte tapfer mit den Wellen. Das Vorwärtskommen war schwer, selbst für eine geübte Schwimmerin. Die Wogen gingen noch hoch vom nächtlichen Sturm.

„Wir müssen um den Frachter herumschwimmen!" schrie Wally zurück. „Sie haben das Boot auf der anderen Seite herabgelassen, damit von der „Santa Clara" niemand beobachten kann, daß wir aufgenommen werden! Hast du noch Kraft?"

„Ja!" rief Lilli mühsam.

Der Frachter, der, von der Jacht gesehen, so nahe gewesen war, schien jetzt endlos weit entfernt, aber sie durfte nicht schwach werden. Das Öltuchpaket hinderte sie. Sie war in Versuchung, es einfach ins Meer sinken zu lassen. Aber das ging nicht. Sie mußte durchhalten — wie Wally.

Endlich hatte man den Dampfer umschwommen, und nun kam das Boot mit raschen Ruderschlägen auf die Mädchen zu. Zwei schweigsame Matrosen zogen sie herein und wendeten. Die Fallreepstreppe hing schon von der Reling, aber das Boot tanzte auf und ab. Einer der Männer packte Wally um die Mitte, wartete das Hochkommen einer Woge ab und sprang dann geschickt auf die Treppe.

Lilli wollte folgen, verpaßte aber den Sprung und fiel in das Boot zurück.

„Aspetta!" befahl der Ruderer.

Lilli, die etwas Italienisch verstand, wußte, daß er „warten" meinte.

Da stand auch schon der zweite Matrose auf der Treppe, packte Lilli unter den Schultern und trug sie empor.

Der Kapitän des Frachters war ein blondhaariger Österreicher aus Italien. Er hieß Karl Fenigl, wurde aber an der istrischen Küste kurzweg „Carlo" genannt. Er betrachtete die beiden nassen Mädchen lachend.

„Glück habts g'habt, ihr zwei, daß der Josef ein anständiger Kerl is! Dees war doch döß „Mädelschiff", gelt? Wie seids denn da herauf 'komm? Will nix weiter frag'n. Geht mich nix an. Geht jetzt in meine Kabin' und zieht euch aus. Euer Zeug leg i in die Sonn' Bis Portorose is 's trock'n. Da setz i euch ans Land. Grüß Gott!"

## 9.

Portorose ist ein hübscher Ort, der geographisch an der istrischen Küste liegt und politisch zu Italien gehört.

Er ist kein Weltbad und hat auch keinen berühmten Strand wie Venedig mit seinem Lido. Aber er hat ein mildes Klima und Fangobäder. Rosen blühen dort fast das ganze Jahr. Im Norden schützen die istrischen Alpen vor rauhen Winden und den Stürmen der See wehren zwei Landzungen, die die blaue Bucht wie in zärtlicher Umarmung umschließen.

In der allzeit klaren Luft liegt Heiterkeit, das ganze Nest strahlt sozusagen gute Laune aus.

Aber diese gute Laune färbte nicht auf Lilli Evers ab, während Wally Brandl dagegen höchst vergnügt war.

Die beiden Mädchen befanden sich seit vier Tagen in Portorose.

Sie hatten in einem Fischerhäuschen Unterkunft gefunden.

Wally hatte das bescheidene Stübchen, in dem die beiden hausten, bezahlt.

Wally war nämlich die Kapitalistin der beiden. Sie besaß fünfzig Lire, gleich elf Mark. Das war nicht aufregend viel.

Aber Lilli hatte überhaupt kein Geld.

Ihr einziger Besitz war ein goldenes Kettenarmband, das Varescu einen Diebstahl nicht gelohnt hatte. Darum befand es sich noch an Lillis Handgelenk. Oder vielmehr, es befand sich nicht mehr dort.

Man hatte das Wertobjekt, um der allgemeinen Kassenebbe aufzuhelfen, an diesem Vormittage verkauft.

Dieser Verkauf war ein tüchtiges Stück Arbeit gewesen. Man hatte das Armband zu dem einzigen, bescheidenen Juwelenlädchen des Ortes gebracht. Dort hatte Wally mit dem schwarzhaarigen Italiener gefeilscht, daß Lilli grün vor den Augen wurde.

Dreimal hatte man den Laden verlassen und war ebenso oft wieder zurückgegangen. Wally schien einen diebischen Spaß an dem Handel zu haben, aber Lilli war er gräßlich peinlich. Schließlich war der Verkauf doch perfekt geworden. Wally hatte hundert Lire herausgeschlagen. Natürlich war das Armband mehr wert.

(Fortsetzung folgt.)

# Die blauen Steine.

Skizze von W. Noltens-Meyer.

Rika stellte Blumen auf den Tisch, an dem Kapitän Dromen saß. Er fragte seine Nichte gedämpft: „Willst du meinen Freund Lardyck wirklich heiraten, Rika?"

Sie warf einen Blick durch die halboffene Verbindungstür ins Nebenzimmer; da machten die Zwillingstöchter des Kapitäns andächtig ihre Schularbeiten. Leise antwortete Rika: „Um die Erziehung der Kinder werde ich mich nicht weniger kümmern."

„Ich weiß, du hängst an ihnen wie einst ihre Mutter. Aber du wirst als Frau Lardyck neue Pflichten übernehmen. Wenn ich auf See bin — — Na, es findet sich schon ein Weg in die Zukunft. Ich hoffe, daß du glücklich mit ihm wirst."

„Er ist so gut zu mir", antwortete Rika zaghaft.

„Gewiß, das ist er. Nichts ist ihm zu schade für dich. Er hat wegen der blauen Steine schon mit dem Goldschmied über die Fassung gesprochen. Ich weiß wohl, sie stellen ein Vermögen dar. — Aber, liebes Kind, du darfst dich in Herzensdingen doch nicht von ein paar Brillanten beeinflussen lassen. Du bist schnell begeistert vom Schönen. Bedenke immer: vom Menschen geht die bindende Lebenswärme aus, nicht von den Dingen."

Rika schwieg. War sie nicht ganz einig mit sich?

Gegen elf Uhr am andern Morgen ging sie wieder an der Antwerpener Diamantenbörse vorüber. Viele Makler, Kommissionäre und Agenten standen da in Gruppen umher und schauten ihr nach. Es waren vorwiegend untersetzte Gestalten mit bleichen Orientgesichtern und pechschwarzem Haar. Hier und da ging jemand von einer Gruppe zur andern über, um eine Neuigkeit zuzutuscheln oder eine Empfehlung weiterzugeben.

Jetzt stockte die Unterhaltung. Die meisten hielten ihre Augen auf die Dame gerichtet. Doch der große dunkle Blick unter dem breitrandigen Florentinerhut schien über sie allesamt hinwegzuschweifen in die Ferne zu einem mächtig fesselnden Erleben hin. Der Spitzensaum ihres weinroten Gewandes schaukelte freudig. Das ganze Gewicht der hohen Sportgestalt balancierte vorn zwischen Ballen und Zehen.

Lardyck erwartete sie. Er verließ die Werkstätte, den diebessicheren Betonbau, wo seine Leute singend und pfeifend arbeiteten und mehr als ein Dutzend Schleifscheiben surrten. Nun schritt er über den Hofgarten ins Privathaus. Hier hatte er straßenwärts das Empfangskontor. Tuchbespannte Mahagonitische standen da vor hohen Fenstern, kaffeebraune gestrammte Flächen, auf denen zu prüfende Edelsteine sich vorteilhaft abhoben.

Lardyck setzte sich an den Schreibtisch, schob die Oberflächenmitte frei von Petschaft, Siegellack und Feuerzeug und holte die blauen Steine aus dem Geldschrank. Diese beiden Prachtexemplare schieden als Handelsobjekt aus; sie galten ihm jetzt mehr als andere Ware. Etwas von ihm selbst lebte in ihnen fort. Er hatte sie in seinem kleinen Atelier selbst gespalten, sie sorgsam aus dem Dunkel geschält, rundiert, Fazette um Fazette geschliffen, Tag für Tag die Kittstöcke umklammert, wochenlang, wie er gerade Lust verspürte, hatte vor der rotierenden bort- und öldosierten Kreisscheibe gestanden, die Steine vorsichtig und genau ins Lot der Doppe gespannt, sie gedreht und gewendet, sie gewissermaßen mit seinem Blut durchwärmt. Er hatte den ersten Wunderstrahl ihres Lichts empfangen, schaffend ihre Vollkommenheit ersehnt, Mißglückgefahren ausgestanden wie um zwei ungeborene Kinder. Er hatte oft an sie gedacht und nicht geruht, bis aus der toten Rohware etwas überaus Lebendiges geworden war: Steine vom ersten Wasser, beinahe walnußgroß, nicht die winzigste Trübung, kein Federhauch, kein Wölkchen.

Was würde Rika sagen, wenn sie diese herrlichen Exemplare von so seltener Reinheit und mit dem leichten Schimmer ins Bläuliche erhielt und sich nach Belieben an dem Zauberspiel der Strahlfarben ergötzen konnte? Da lagen sie vor ihm auf dem violetten Samtlappen; ein geheimnisvolles Fluidum schien ihnen zu entsteigen und sein beseeltes Lächeln zu formen.

Hugo, der Deutsche und Weltwanderer, klopfte an. Er kam von der Maklerfirma Jakob Zelin, wo er Briefe in fremden Sprachen nach allen Erdteilen schrieb. Er sagte: „Rubenstein aus Paris ist da und kauft Ware ein. Er interessiert sich für die blauen Steine. Ich soll sie mitbringen."

Lardyck richtete sich hoch auf. Mit strahlendem Blick, beide Hände auf die Schultern des Deutschen legend, sprach er feierlich: „Ich verkaufe sie nicht mehr, lieber Freund. Zelin wird das einfach nicht verstehen; aber Sie werden gleich verstehen. Kommen Sie, setzen Sie sich!" Und er breitete sein tiefstes Glück vor Hugo aus; auch die blauen Steine natürlich.

Darüber kam Rika herein. Lardyck, wohl zwanzig Jahre älter als sie, ging jünglinghaft auf sie zu. Er stellte Hugo vor. Das verwirrte Rika; sie war plötzlich wie benommen. Gerade kamen ein paar Kunden und lenkten Lardyck ab. Rika setzte sich mit Hugo an einen der Fenstertische. Vor ihnen lagen die glitzernden blauen Steine. Rika beugte sich über sie und verharrte so eine Weile, als schaue sie in einen Märchensee voller Wundergebilde. Auch Hugo betrachtete das auserlesene Brillantenpaar, bewunderte die makellose Klarheit und das Feuer der durchsichtigen Krone. Die Külasse glich einem bodenlosen Zauberspiegel aus blinkendem Silber und Gold. Kristallhafte Lichtreflexe trieben ein phantastisches Nachlaufspiel, wechselten springend den Ton, sprühten an andern Stellen in wieder veränderten Nuancen auf und zuckten an der Rundiste flammend zurück.

„Einfach prachtvoll!" rief Hugo. „Gleichen sie nicht einem geistessprühenden Regentenpaar, das gibt und gibt, schatten- und selbstlos zur Freude der andern? Offen der Erleuchtung und schenkend der Finsternis."

Rika sah ihn an; ihre Blicke ruhten einen Pulsschlag lang ineinander aus, selbstverloren. Mit einem Mal blickte das Mädchen sich jäh nach Lardyck um und zuckte wie jemand, der vor einem Blitzstrahl erschauert. Doch jener senkte sofort den Blick und siebte weiter Edelsteine. — —

An einem Abend erwartete er Rika und ihren Onkel Dromen. Zwischen den Häuserreihen der Großkaufleute und Diamantenhändler, Reeder und Bankherren in der Avenue de la Belgillue beleuchteten die Laternen nicht einen Menschen. Vor Lardycks Fenster waren schon früh die Rolläden gefallen. Die Tür zwischen Speisezimmer und Salon stand zwei Meter breit offen. Die Tafel war schön gedeckt. Aber Rika und der Kapitän blieben lange aus. Die Kerzen auf dem Tisch waren schon viertel abgebrannt und zehrten an der trauten Stimmung. „Es dauert noch etwas", sagte Lardyck geduldig zur Haushälterin. Einmal öffnete er das feine Lederkästchen; er warf einen langen Blick auf die blauen Steine und sah im Geiste, wie Rika die goldene Kette behutsam herausgriff und bewunderte. Er legte ihr den Schmuck um den Hals . . .

Die Telephonklingel erschreckte ihn. Rika war es, die anrief. Aufgeregt teilte sie mit, er möge die Verzögerung entschuldigen. Dromen habe die Kinder mit an Bord nehmen und in Deutschland unterbringen wollen. Weinend rief sie: „Ich kann mich nicht von ihnen trennen; ich kann nicht, das wirst du verstehen . . ."

Aber der abseits stehende Kapitän empfand diese Tränen unsagbar wohltuend. Impulsiv nahm er Rika den Hörer aus der Hand und sagte in den Fernsprecher: „Jan, hörst du? — Ich dachte, es wäre leichter, eine Familie zu spalten. Aber wir kommen gleich; und dann können wir uns ja über alles andere aussprechen."

Lardyck ahnte die Wendung. Er schritt mit gesenktem Haupt ins Eßzimmer, die Hände auf dem Rücken. Vor Rikas Gedeck setzte er sich und öffnete noch einmal wie träumend das Kästchen. Seine Lieblinge strahlten. Er streichelte das ziselierte Platinkleid. Das Farbenfeuer der Edelsteine traf sein Gesicht, hatte aber nicht mehr die Macht, es aufzuhellen. Langsam näherte sich die Stirn den Juwelen und bedeckte ihren herrlichen Glanz.

Die Hausglocke ertönte. Lardyck gab sich einen Ruck. Er hörte wohl die Stimmen seiner Gäste von der Straße, aber er verstand nicht die Worte. Dromen sagte ziemlich leise: „Ich bin ja selten da. Ich richte mich dann im Dachgeschoß ein, und Ihr wohnt unten. — Mal sehen, wie ich's ihm beibringe. Er wird schließlich einsehen, daß der junge Mensch besser zu dir paßt."

Lardyck kam ihnen in der Halle entgegen. Ein Herz voll väterlicher Güte leuchtete aus seinen blauen Augen, und dies bestätigte beiden ein warmer Händedruck. Gemeinsam betraten sie das Eßzimmer. Auf jedem Gedeck lag eine Karte; doch die, auf der oben Rikas Name stand, verriet die Speisenfolge nicht: ein feines Lederkästchen verdeckte die ganze Schrift . . .

# Der Sachverständige.

Skizze von A. Brock.

Thomas Bird war als Schreibsachverständiger in dem großen Betrugsprozeß Svendsen geladen. Ruhig und anscheinend gleichgültig saß er auf seinem Platze und folgte dem Verlauf der Verhandlung, und nur das nervöse Spiel der Finger auf dem Stuhlrand verriet seine innere Erregung.

Dr. Jeffers, der berühmte Rechtsanwalt, hatte die Verteidigung Svendsens übernommen, und Thomas Bird wußte, daß das von ihm abzugebende Gutachten über das Schicksal des Angeklagten entscheiden würde. Und er wußte auch, daß Dr. Jeffers, dem er schon oft vor den Schranken des Gerichts gegenüber gestanden hatte, alles daran setzen würde, um seine Glaubwürdigkeit als Graphologe zu erschüttern. Nicht, daß seine persönliche Ehrenhaftigkeit in Frage gestellt werden sollte. Dazu war Jeffers zu klug. Aber die Grundlage seiner Wissenschaft mußte erschüttert werden, damit sein Gutachten an Wert verliere. Und das Bewußtsein, einen Gegner bekämpfen zu müssen, der schlagfertiger als er jede Chance ausnützen würde und versuchen würde, seine Aussagen in das Lächerliche zu ziehen, nahm ihm heute die gewohnte Selbstsicherheit.

Erleichtert atmete er auf, als endlich die gefürchtete Minute gekommen war und der Verteidiger bat, einige Fragen an den Sachverständigen richten zu dürfen.

Seinen mächtigen Körper, der einen seltsamen Gegensatz zu dem schmächtigen fast zierlichen Thomas Bird bildete, hoch aufrichtend, begann Jeffers: „Herr Bird, Sie haben als Schreibsachverständiger Ihr Gutachten über die Briefe, die die Grundlage der Anklage geben, erstattet?"

„Ja."

„Und Sie sind der Meinung, daß dieses Gutachten von niemand zu erschüttern ist, ausgenommen natürlich von dem Schreiber selbst."

Thomas Bird erhob sich.

„Mein Gutachten, das sich auf festgelegte Theorien gründet, ist unanfechtbar . . . auch für den Schreiber selbst."

Der Rechtsanwalt lächelte triumphierend.

„Sie wollen also behaupten, daß nur Sie und nicht der Schreiber selbst feststellen kann, ob der Brief in der Tat von ihm geschrieben ist?"

„Das behaupte ich, Herr Dr. Jeffers."

Langsam, mit betonter Umständlichkeit entnahm der Rechtsanwalt seiner Mappe einen Brief und reichte ihn Bird.

„Angesichts der Wichtigkeit Ihrer Aussage für meinen Klienten wird der Gerichtshof mir gestatten, eine Probe Ihrer Wissenschaft, die ich durchaus nicht in Zweifel stellen will, die ich aber in diesem Falle selbst beurteilen kann, vorzunehmen. Wieviele Personen haben diesen Brief geschrieben und mit wieviel Federn ist er geschrieben worden?"

Ein leises Lächeln huschte um die Lippen des Sachverständigen, als er den Brief überflog. Jeffers selbst, dessen Handschrift er nicht kannte, hatte ihn anscheinend selbst geschrieben, und verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß er verschiedentlich versucht hatte, seine Handschrift zu verstellen. Schwieriger war es allerdings, festzustellen, mit wieviel Federn der Brief geschrieben war. Thomas Bird wußte, daß dies fast unmöglich war und daß der Rechtsanwalt ihm eine Falle gestellt hatte, der zu entrinnen er seinen ganzen Scharfsinn brauchte.

Vor allem hieß es, Zeit zu gewinnen, und deshalb trat er entschlossen an den Richtertisch.

„Dürfte ich um eine halbe Stunde Zeit bitten, um den Brief eingehend zu prüfen?"

„Gern. Ich lasse jetzt die Mittagspause eintreten und dann . . ."

„Dann werde ich auch mein Gutachten über diesen Brief erstatten." — —

Aller Augen richteten sich auf Thomas Bird, als er nach der Pause wieder vor den Richtertisch trat.

„Darf ich um die Rückgabe des Briefes bitten?" fragte Dr. Jeffers mit übertriebener Liebenswürdigkeit und überflog noch einmal schmunzelnd die eng beschriebene Seite. „Sie wollen mir also jetzt mit unumstößlicher Sicherheit sagen, wieviele Personen diesen Brief schrieben und mit wieviel Federn?"

„Nur eine Person hat diesen Brief geschrieben und zwar mit einer Feder."

Die Gestalt des Rechtsanwalts reckte sich.

„Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich selbst diesen Brief schrieb und zwar mit zwei Füllfedern, mit einer spitzen und mit einer weichen!"

Thomas Bird lächelte.

„Dann beweisen Sie selbst mir die Richtigkeit meiner Theorie, daß der Schreiber seine eigene Handschrift nicht erkennt."

Er holte aus der Tasche einen zweiten Brief.

„Gestatten Sie mir, Herr Rechtsanwalt, Ihnen jetzt das Original zurückzugeben. Was Sie eben erhielten und als Ihren Brief anerkannten, war eine Kopie, die ich mir die Mühe nahm, in der Pause mit dieser Füllfeder möglichst getreu anzufertigen."

 **Bunte Chronik** 

**Rätselhafter Mordfall in Bulgarien.**

In der Nähe des Dorfes Enina im Mittelbalkan machte ein Schafhirt eine grauenhafte Entdeckung. Als er seine Herde durch ein Strauchdickicht trieb, wurde seine Aufmerksamkeit auf ein Gebüsch gelenkt, aus dem starker Verwesungsgeruch drang. Bei näheren Nachforschungen bot sich ihm ein furchtbares Bild. Vier bereits stark in Verwesung übergegangene männliche Leichen lagen mit zerschmettertem Schädel nebeneinander gereiht auf dem Boden. Bisher konnte die rätselhafte Mordangelegenheit noch nicht aufgeklärt werden. Man nimmt an, daß es sich entweder um Räuber oder um Komitatschis handelt, die einem persönlichen Racheakt oder auch einem Fememord zum Opfer gefallen sind.

**Neue Verhaftungen in der Lindbergh-Angelegenheit.**

Im Zusammenhang mit der Untersuchung gegen Hauptmann sind neue Verhaftungen erfolgt. Die Sensationsblätter beschäftigen sich ausführlich mit der Rolle die eine dunkelhaarige Frau, unter dem Namen „Mary" bekannt, in der Lindbergh-Angelegenheit gespielt haben soll. Zwei Tage vor der Verhaftung Hauptmanns ließ sie sich ihr Haar rot färben und erregte durch verwirrte Erzählungen, wonach ihr Leben bedroht sei, die Aufmerksamkeit der Polizei. Am gleichen Tage, an dem Hauptmann festgenommen wurde, soll sie von der Polizei nach Newyork gebracht worden sein. Wichtiger als diese Festnahme erscheint die Verhaftung eines Mannes und einer Frau in Chikago. Die Polizei vertritt die Annahme, daß es sich bei dem Mann um den langgesuchten „John" handelt, der an der Empfangnahme des Lösegeldes beteiligt gewesen sein soll. Der Verhaftete gibt an, James Bowman zu heißen. Er gab zu, wegen Verschiebung gestohlener Kraftwagen eine Zuchthausstrafe von 6 Jahren abgesessen zu haben.

 **Lustige Ecke** 

**Ärzte unter sich.**

Junger Arzt: „Herr Sanitätsrat, ab morgen eröffne ich eine Praxis in dem Hause Ihnen gegenüber."

„Na, Herr Kollege, da haben Sie ja die beste Aussicht auf eine gute Praxis."

**Konkurrenz.**

Im Nordwesten der Stadt läßt der Inhaber eines Speiselokals ein knalliges Plakat an der Hausfront anbringen: „Hier wird mit Liebe gekocht."

Zwei Tage später hat die Konkurrenz, die auf der anderen Straßenseite haust, gleichfalls ein neues Plakat. Die Aufschrift lautet: „Hier wird mit Vorliebe gegessen . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.